

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendish, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 11. Juni 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Bierlala.

Novelle von Hans Hagen.

(Schluß.)

„Aber Mama, sieh doch, eine Biene, eine Biene!“

Von einer lauten, harten, ziemlich metallischen Damenstimme gesprochen, klangen diese Worte plötzlich an sein Ohr. Er drehte um. Wenige Schritte vor ihm kam eine unförmige Maschine auf ihn zugepustet, eine große, dicke Dame, knallrot im Gesicht vor Hitze, in einer schweren, reichbesetzten Seidenrobe. An ihrer Seite ging eine jüngere, langaufgeschossene Dame. Sie trug ein rotes Foulardkleid und in der linken Hand — kaum traute Franz seinen Augen — einen Strauß Maiglöckchen.

Franz Rose war starr vor Erstaunen. Er stand wie angewurzelt fest, wie gebannt vor dem wie aus der Erde gezauberten Paare, das ja auch ganz genau auf alle Abmachungen paßte.

Die jüngere Dame, die gut über dreißig sein konnte und deren ziemlich verblühtes Gesicht einen unsympathisch malitösen Zug aufwies, blickte mit ihren matten, blauen Augen fest auf Franz Rose und seinen Maiglöckchenstrauß. Dann blitzte in ihrem Gesicht etwas wie ein ermunterndes Winken, und mit einem bedeutungsvollen Lächeln ließ sie den Maiglöckchenstrauß den Fingern ihrer linken Hand entgleiten.

Franz Rose fuhr aus seinen Träumen. Er schrak heftig zusammen, riß die Maiglöckchen von seiner Brust, schleuderte sie weit von sich und lief davon mit mächtigen Schritten, bis die Felsenacht hinterm Mönch- und Schalkstein ihn vor den Augen der Menschen verbarg.

### VII.

Hinter der Glastür hatte Bierlala schon gewartet, als Elsa mit ihrer Mutter hereinkam.

Harmlos, als ob absolut nichts geschehen sei, redete Bierlala auf sie ein und forderte sie auf, nur schleunigst mit an den Tisch seines Vaters zu kommen, der bereits das Mittagbrot bestellt habe.

Als der alte Herr Runze seine Gäste erblickte, sprang er auf mit der Elastizität eines Jünglings und eilte ihnen entgegen. Das war so ein echter Typ derer, die ein Leben voller Arbeit hinter sich haben im Bienenkorbe der Oberlausitz. Die kernige, gedrungene Gestalt voller Lebhaftigkeit und Energie. Starcker Schnurrbart, kurzer, weißer Vollbart, buschige Augenbrauen, unter denen ein Paar Augen voller Intelligenz, doch auch gewinnender Freundlichkeit hervorblitzten, und volles, weißes Haar auf dem breiten, starkknochigen Haupte.

„Na, kommen Sie denn endlich, die ganze Suppe wird ja kalt?“ Wo führst Du denn die Damen so lange draußen 'rum, May?“

Er wandte sich an die Pastorin und geleitete sie zur Tafel. Unterdessen hatte Elsa Bierlala beiseite geschoben.

„Aber jetzt berichten Sie, Sie böser Mensch Sie“, schmolte sie ernstlich, „was haben Sie mit mir angegeben. Ich mache die ganze Maskerade mit, weil Sie mir versichert haben, es handle sich nur um einen ganz harmlosen Scherz, und kaum sind wir einmal auf und ab promeniert draußen, da kommt ein großer, feiner Herr auf uns zu, der ebenfalls ein Maiglöckchenbukett trug und sicherlich auch das meine bemerkt hatte.“

„Ich habe es schon gesehen“, lachte Bierlala, „es ist alles nach Wunsch verlaufen. Apropos, hat Ihnen der große, feine Herr gefallen?“

„Ach machen Sie keine schlechten Witze“, rief Elsa unwillig, „erklären Sie mir lieber, was hatte das zu bedeuten?“

„Das werden Sie nachher erfahren. Sicherlich nichts Böses. Sie haben ein wahrhaft gutes Werk getan.“

„Aber wodurch denn nur?“

„Sie haben als abschreckendes Beispiel gedient und großartig gewirkt.“

„Na nun wirds immer besser!“

„Aber Elsa, so komm doch nur“, rief die Pastorin vom Tische her.

„Ja, ja, sofort!“

Bierlala reichte Elsa den Arm und führte sie zu den Älten.

„Denken sich die Herrschaften nur“, sagte Papa Runze mit froher Laune, „unsere Frau Pastor fühlt sich schon so gekräftigt von unserer Luft, daß sie nachher mit nach dem Nonnenfelsen aufsteigen will. Wir werden den Nachmittag da oben verleben.“

Man setzte sich zu Tische. Eine schmutze Kellnerin servierte den ersten Gang.

„Geseignete Mahlzeit — allerseits geseignete Mahlzeit!“

\* \* \*

Franz Rose war immer weiter hinein geeilt in das urwaldähnliche Revier jener wilden Gebirgsgegend, erst auf einsamen Fußwegen, dann quer durch die Wildnis hindurch über Felsen und Wurzeln, über Waldbäche und Gerinzel hinweg.

Endlich, im tiefsten Waldinnern, zwischen Nabensteinen und Wachtelhänte, hatte er müde Halt gemacht und sich auf einen umgestürzten Baumstamm niedergesetzt.

Es war kein Zweifel, die Letzte, die mit aufdringlichen Blicken ihn suchte und bereitwilligst die Blumen wegwarf bei

seinem Anblick, das war die Auserwählte, und die andere hatte keine Ahnung von einer Vereinbarung. Hier hatte der Zufall — wars anders denn möglich — ein seltsames, nein, vielleicht ein heilhaftes Spiel mit ihm getrieben.

Sein erstes Empfinden war Wut, maßlose Wut auf Rambow. Wie konnte er glauben, daß er diesem Weibe jemals sich verkaufen werde. Eine Photographie, ehrlich die Angabe ihres Alters hätten genügt. Wie recht sein Vater gehabt hatte!

Ein Gefühl unendlicher Beschämung und tiefen Wehs beschlich ihn. Jetzt erst, da der tolle Hexentraum ausgeträumt war, fühlte er, wie er unter dem Konflikt mit seinem Vater gelitten.

Dieser war ihm seit der Mutter frühem Tod der unerbürdlichste Freund gewesen. „Du sollst mein bester Kamerad sein“, hatte er oft zu ihm gesagt, als der Sohn größer und verständiger geworden. Sein Kamerad sollte er sein. Nichts von der herrschsüchtigen Bevormundung so manches Vaters dem erwachsenen Sohne gegenüber war an ihm. Und mit dem väterlichen Kameraden hatte er sich entzweit wegen eines unsinnigen Hirngespinnstes.

Wie plastisch stand es jetzt vor ihm, das liebe, treue Bild seines Vaters. Als käme er daher, wirklich leibhaftig, die linke Hand auf dem Rücken, in der rechten den Knotenstock, fest aufstoßend damit auf den Boden bei jedem Schritte. Wie von einem Phantom, einer Hallucination gebannt, starrte Franz Rose unverwandt in das Dunkel des Waldes.

Als er vorhin sein Abenteuer auf der Promenade vor der Gondelfahrt erlebt hatte, war ihm entgangen, daß er von zwei Menschen aus der Ferne heimlich beobachtet worden und daß ihm bei seiner Flucht in den Wald eilig einer gefolgt war.

Mit lautem Aufschrei sprang Franz Rose plötzlich empor.

„Vater, um Himmelswillen, bist Du, oder bin ich von Sinnen“, rief er mit gellender Stimme.

„Schreien tuft Du, als ob Du von Sinnen wärest“, antwortete der alte Doktor ruhig, indem er herankam, „aber ich bins allerdings. Ich bin schon manchem Kranken durch Dich und Dümm nachgelaufen, warum soll ichs mit meinem Sohne nicht tun, wenn er krank ist und meiner Hilfe bedarf!“

„Vater, mein einziger, lieber Vater“, rief Franz. Mit ein paar Sätzen war er bei ihm und umarmte ihn so stürmisch, daß er strauchelte und mit einem Knie den Boden berührte.

„Bist Du verrückt, Junge“, knurrte der Alte, indem er verstoßen eine Freudenträne im Auge zerdrückte, „hier der Schmutz im Busche und Du hast Dein bestes Wischen an.“

Er zog ihn zu sich empor, und die beiden Männer schritten dem Baumstamm zu, auf dem sie sich niederließen.

Der Doktor keuchte vor Anstrengung und Erregung.

„Hast Du denn nun eingesehen, daß es mit der Alten nichts ist?“ fragte er endlich den Sohn.

„Vater, ich bitte Dich, rede nur nicht mehr von ihr. Nur sage mir: Kannst Du mir verzeihen?“

„Daß Du mir solche Angst gemacht hast? Ich habe schon manches lieb Mal Angst um Dich gehabt, wenn Du 40 Grad Fieber hattest und mehr. Und so wars jetzt auch. Na, wenn nur die Krisis vorbei ist, dann wollen wir Gott danken.“

„Ach, mein lieber, bester Vater“, rief Franz voll tiefer Ergriffenheit, „wer solchen Vater sein nennt, der braucht nicht zu verzweifeln, und wenn er auch noch so große Dummheiten gemacht hat!“

Der Doktor runzelte die Stirn.

„Erstens einmal biedern wir uns nicht an wie die alten Weiber. Und dann, was die Dummheiten anlangt, in Deinem Alter braucht man niemals darüber zu verzweifeln, das ist gerade

das klassische Alter für Dummheiten. Wenn man nur zur rechten Zeit einsieht, daß man welche gemacht hat.“

„Ja, Vater, das sehe ich ein.“

„Na, dann beichte mal los!“

„Also, Vater, verkaufen kann ich mich nie, das habe ich eingesehen.“

„Das ist keine Dummheit.“

„Aber bei der ganzen albernen Geschichte habe ich mich wirklich verliebt, ach Vater, rasend verliebt.“

„Das ist an und für sich auch noch keine Dummheit.“

„Und wenn ich das nun überlege: Erst stand ich da, allein, frei, und wollte den Mut sinken lassen, und jetzt sollte ich vielleicht noch eine Braut haben, womöglich ein armes, mittelloses Mädchen. Aber Vater, einen Mut habe ich jetzt.“

„Junge, siehst Du, Junge, so gefällst Du mir! Und da kennst Du Deinen Vater. Wenn Du mir ein rechtliches, braves Mädchen ins Haus bringst und sagst mir: Hier, Vater, mit der da verbindet mich das Band der heiligen Liebe, die der große Gott uns ins Herz gelegt hat, dann nehm' ich sie auf, und wenn sie keinen roten Heller in der Tasche hat.“

„Vater, dann komm' mit, hilf sie mir suchen, ehe es zu spät ist. Denn ich kenne sie nicht. Ein guter Engel hat sie mir vor Augen geführt!“

„Ein recht korpulenter Engel“, murmelte der Doktor in den Bart, „na, dann komm' mal, Junge, vielleicht finden wir sie noch.“

\* \* \*

Es war Abend geworden. Droben auf dem Nonnenfels saß bei einer würzigen Erdbeerbowl eine glückliche Gesellschaft. Der Doktor hatte rechts neben der Pastorin Platz genommen und bemühte sich, der alten Dame gegenüber möglichst zarte Saiten aufzuziehen. Ab und zu blinzelte er vergnügt zu seinem Sohne und der blonden Elsa hinüber. Vater Runze saß zur Linken der Pastorin, neben ihm sein Sohn, innig vergnügt über das Glück anderer und sein eigenes. War doch beschlossen worden, daß Franz Rose, der geniale, aber vermögenslose Architekt, und Max Runze, der kapitalkräftige, praktische Mann, in Zukunft gemeinsam ein Baugeschäft betreiben sollten, wozu Max Runze noch die nötigen praktischen Vorarbeiten machen und technische Kenntnisse sammeln wollte. Sein Kompagnon sollte die Entwürfe ausführen, er wollte auf den Bauten herumklettern und alles in Trapp und Ordnung halten. So sollte es werden und auch die Väter hatten Ja und Amen dazu gesagt.

In Gedanken versunken schaute Bierlala a. D. hinab in die Tiefe, wo durch wogende Nebel der Teich wie ein Auge heraufblitzte zu ihnen. Ihm aber wars, als sähe er jenes Zimmer am „Bayerischen Platz“ in Leipzig. Die Kommilitonen waren fort, alles war vorbei und vertan und verpaßt, nur die große, unendliche Reue im Herzen.

Und damals hatte ihn jemand so treuherzig angeblickt und gesagt: „Sie sind doch mehr wert als ein Bierlala.“ Und dafür hatte er versprochen, ihr einen prächtigen, braven Mann zu verschaffen.

Er nahm sein Glas.

„Prost, Kompagnon“, rief er, „das Glas Fräulein Elsa, denn keine ist aequalis der filia hospitalis!“

Die beiden Männer stießen an. Auch Elsa mußte mit anstoßen. Erst mit ihrem alten Freunde, dann mit dem „großen, feinen Herrn“. Die Alten griffen ebenfalls zu den Gläsern und lächelten verständnisinnig — und das blonde Elschen errötete.

— Ende. —

(Nachdruck verboten.)

## Gelöste Rätsel.

Kriminalroman von Theo von Blauensee.

### I.

#### Der Mann ohne Kopf.

Wer zum erstenmal nach München kommt und die große weitübermölbtte Bahnhofshalle verläßt, der wird sofort überrascht auf den sich vor seinen Augen ausbreitenden freien Platz sehen. Hier breiten sich sternförmig eine Anzahl Straßen aus, die durchweg großstädtisches Gepräge zeigen. Die Straßen sind alle breit und gut angelegt, die Häuser größtenteils prunkvolle Neubauten, und die übrigen lassen nicht verraten, daß sie schon mehrere Jahrzehnte auf ihrem Platze stehen.

Hat sich nun der Fremde durch die vor der Bahnhofshalle stehenden Droschkenführer und Dienstmänner hindurchgeschlängelt und auch glücklich die ewig rasselnden, schrill läutenden „Elektrischen“ ohne Unfall passiert und pilgert die nächste ihm gegenüberliegende Straße entlang, so wird er überall nur schön angelegte Straßen und hochragende Bauten finden, München ist Großstadt geworden.

Aber wenn er einmal längere Zeit sich in dieser „bierseiligen“ Stadt aufgehalten hat, wird er gar bald die Erfahrung machen müssen: es ist nicht alles Gold, was glänzt. Er wird gar bald auch mitten in der Altstadt Gäßchen und Winkelchen entdecken, haufällige Häuser, deren Einsturz man scheinbar täglich erwarten kann. Jedoch sind dies verhältnismäßig nur sehr wenige Plätze.

Denken wir aber nunmehr unsere Schritte nach dem Stadtteil Münchens rechts der Isar! Die beiden außenliegenden Vorstädte Gaidhausen und Giesing haben sich ziemlich entwickelt und hier finden sich schon viele neu angelegte Straßen und Plätze. Hier schießen die Neubauten gleich Pilzen aus der Erde. Es wird wohl auch im Verhältnis in keiner Stadt so viel gebaut, als gerade in München. Auf diesen Neubauten vegetieren die vielgenannten, sogar berüchtigten „Münchener Fruchtkn“, die den Tag über entweder nichts tun und gelegentlich Mein und Dein verwechseln oder sich auf den Neubauten als „Stoaträger“ betätigen. Es ist dies für diese Sorte von Menschen die passendste Beschäftigung. Dabei können sie sich fortwährend mit ihren Kollegen unterhalten und dabei von Zeit zu Zeit ihren Maßkrug leeren. Für gewöhnlich verfügen die „Münchener Fruchtkn“ über eine große Portion Mutterwitz und sind all ihren Rivalen in diesem Punkte ebenbürtig.

Zwischen den beiden vorerwähnten Vorstädten eingepfercht liegt die Au. Hier finden sich die verrufensten Winkelchen und Gäßchen. Die kleinen, selten höher als einstöckigen Häuser sind mit Holzbrettern verschalt und tragen Schindeldächer. Bei vielen ist eine Verbindung des Erdgeschosses mit dem ersten Stock im Innern des Hauses gar nicht möglich. Es ist das erste Stockwerk gewissermaßen ein Haus für sich selbst, das seinen Eingang durch eine außen am Hause angebrachte Treppe hat. Die vielen andern Häuschen, die nur ein Erdgeschloß enthalten, sind aber so klein, daß die Bewohner tatsächlich die Hauschlüssel beim Verlassen an irgend einem Platz der Dachrinne verstecken.

Für gewöhnlich ist in dieser Gegend fast gar kein Leben. Die Straßen sind so eng, daß ein Fuhrwerksverkehr unmöglich ist. Nur Kinder sitzen oft auf der Straße und spielen hier ihr „Schandi“ oder „Schuffern“. Manchmal auch ist eine echte Münchnerin mit dem Waschen ihrer Wäsche oder dem Ausklopfen ihrer Betten beschäftigt. Es geschieht dies in diesen seligen Gefilden *coram publico*.

Um so mehr mußte natürlich auffallen, als an einem Sommernachmittage eines dieser Gäßchen durch eine Menschenansammlung vollständig versperrt war. Hier standen beisammen

alt und jung, Mann und Weib und Kind. Alle sprachen eifrig und erregt und sahen dabei immer nach dem durch einen blauen Vorhang verhängten Fenster des in der ganzen Umgebung einzig dastehenden zwei Stock hohen Hauses hinauf.

Ein kleiner, Thmächtiger, etwa vierzig bis fünfzig Jahre alter Mann von knochigem, derben Außern, der langsam dahinschlendernd sich der Menschenmenge näherte, wurde dadurch offenbar auch veranlaßt, seine Schritte zu beschleunigen. Als er aber vor dem Hause ankam und sich nicht vordrängen konnte, fragte er einen neben ihm stehenden jungen Burschen, der durch sein braunes Gesicht, seine roten Haare, die glatt in die Stirn hineingekämmt waren, gerade keinen vertrauenerweckenden Eindruck machte, was hier denn geschehen sei.

Der Gefragte sah den Sprecher an, lächelte und gab dann mit trockenem, ernstem Tone zur Antwort: „Den Kopf hat aner verlorn; genga's nauß, na können Sie such'n helf'n.“

Als die Umstehenden diese Antwort hörten, fingen alle zu lachen an und hatten scheinbar für diesen Witz mehr Interesse als für das Geschehnis. Nach weiteren Fragen erfuhr nämlich der eben Angekommene, daß man dort oben die Leiche eines Mannes gefunden habe, dem der Kopf abgeschnitten war; der Kopf selbst sei aber nirgends zu finden.

Auf diese Mitteilung hin drängte sich der Fremde mit Gewalt durch, ohne auf die hinter seinem Rücken fallenden Bemerkungen und Schimpfwörter zu achten. Plötzlich aber war er von den Umdrängenden so eingeklinkt, daß er weder vor- noch rückwärts konnte. Da öffnete er seinen Rock und ließ das Legitimationszeichen der Münchener Polizei sehen, was auch sofort seine Wirkung ausübte; denn augenblicklich machten die vor ihm stehenden Leute Platz, so daß er bald vor dem in Frage stehenden Hause, dessen Eingangstür ein Schutzmann bewachte, ankam. Diesem näherte sich nun der Fremde und nannte seinen Stand und Namen: Detektiv Braun. Daraufhin ließ ihn der Schutzmann sofort passieren.

Braun war einer der eifrigsten Geheimpolizisten der Stadt. Er suchte sich für gewöhnlich die schwierigsten Fälle aus, und seinem Scharfsinn, seinem Spürtalent, vor allem seiner rastlosen Tätigkeit war es besonders zu verdanken, daß jedes Kriminalverbrechen geüht werden konnte. Er war bei allen zweifelhaften Existenzen gefürchtet, und schon wiederholt waren Versuche unternommen worden, ihn zu beseitigen, die aber dank der Umsichtigkeit und Kaltblütigkeit dieses Mannes erfolglos waren. Braun war auch ein echtes „Münchener Kind“, das trotz seines ernststen Berufes stets guter Laune war.

Scharf spähend hatte er sich in dem Zimmer, in welchem der Ermordete lag, umgesehen. Ein einziger Blick seiner kleinen, grauen Augen genügte, und er hielt das geschaut Bild im Gedächtnis so fest, als hätte er sich eine photographische Momentaufnahme gemacht. Der Kommissär des Bezirkes, namens Seidel, hatte den bekannnten und beliebten Detektiv heraufgeführt und ihm alle Einzelheiten, die man bisher in Erfahrung bringen konnte, mitgeteilt.

„Der Ermordete, ein nach Aussage der Nachbarschaft etwa dreißig Jahre alter Rentier, war am Abend des vorhergehenden Tages etwa gegen neun Uhr fortgegangen. Nachts gegen zwölf Uhr hörte nun die Hausmeisterin, daß zwei Personen das Haus betraten. An der Stimme des einen erkannte sie Monnard. So hieß nämlich der Ermordete. Mehr wußte sie nicht. Die sorgfältigsten Nachfragen ergaben nun, daß eine ebenfalls im Erdgeschloß wohnende Mietspartei deutlich gehört haben will, wie etwa um ein Uhr eine einzelne Person das Haus verließ. Es muß dies zweifellos der Mörder gewesen sein. Die Tat mußte demnach zwischen zwölf und ein Uhr verübt sein. Im ganzen

Häuse, auch in der Nachbarschaft will jedoch niemand eine fremde Person um die Zeit gesehen haben!"

Aufmerksam hatte Braun dieser Erzählung zugehört und sagte sodann:

„Also nach Ihrer Anschauung wohl keine Aussicht, den Täter zu bekommen?"

Der Kommissär schüttelte den Kopf.

„Hm!"

Prüfend glitt nun sein Blick nochmals über die grauenhafte Szene, die sich seinem Auge darbot. Auf dem Boden, mitten im Zimmer, lag in einer Blutlache, die während der langen Zeit erkaltet und erstarrt war, die Leiche. Der Kopf war vollständig vom Rumpfe getrennt. Es mußte der Mörder somit ein äußerst scharfes Messer benutzt haben. Bei näherem Hinschauen konnte man deutlich sehen, daß der erste Schnitt, offenbar der todbringende, die Kehle vollständig durchschnitten hatte, dann erst wurde durch zwei weitere Schnitte der Kopf losgelöst. Die Hände der Leiche waren krampfhaft geballt.

Die Vorhänge im Zimmer waren zugezogen. Sämtliche Kästen und Schränke waren mit Gewalt aufgeprengt und durchwühlt.

Der Fußboden zeigte nicht die geringste Blutspur. Der Mörder selbst mußte sich allerdings ziemlich stark mit Blut befleckt haben, denn im Waschbecken, in dem der Mörder seine Hände vermutlich gewaschen hatte, zeigte das Wasser eine tiefrote Färbung.

Braun suchte nun selbst in den Fächern der Schränke und des offenen Kleiderkastens, jedoch ohne allen Erfolg. Sorgfältig durchsuchte er dann die Leiche, ob er vielleicht an deren Gewändern, oder in der Blutlache irgend etwas finden könne, was für die Entdeckung des Mörders von Belang wäre. Aber wiederum ergebnislos. Dann wandte er sich fragend an den Kommissär:

„Den Kopf konnte man also nirgends finden?"

„Bis jetzt nicht!" war die Antwort. „Ich habe aber angeordnet, daß offiziell, bekannt gegeben werde, der Finder des Kopfes bekäme eine Belohnung! Denn der Mörder mußte doch irgend einen Grund haben, den Kopf mitzunehmen."

„Den Grund werden wir schon noch erfahren", erwiderte Braun, „wer hat denn die Leiche zuerst entdeckt?"

„Die Hausfrau\*!" begann der Kommissär wieder zu erzählen. „Als sich gegen Mittag im Zimmer des Mieters noch nichts regte, klopfte sie zuerst leise, dann stärker. Aber es blieb alles still. Sie wollte dann öffnen, aber die Tür war verschlossen."

Jetzt unterbrach ihn Braun: „Folglich hat der Mörder die Schlüssel mitgenommen!"

„Allerdings!" fuhr der Kommissär wieder fort, „sie bekam dann schließlich Angst, rief einen Schlosser, der die Tür öffnete. Als die Tür aufging, sahen sie die Leiche. Beide versicherten mir auf wiederholtes Befragen, sie hätten alles so liegen gelassen, wie sie es vorgefunden hatten."

„Hm!" Langsam, als wollte er jedes Wort prüfen, sagte hierauf Braun: „Wer sagt denn, daß der Ermordete Monnard ist?"

„Er hat doch hier gewohnt!" war die etwas verblüffte Antwort.

„Ja, aber es ist doch kein Kopf da!"

Jetzt wurde auch der Kommissär etwas nachdenklich und meinte schließlich: „Wer sollte es denn sonst sein? Es gibt doch nur zwei Möglichkeiten: Der Mörder ist ein Unbekannter und der Ermordete Monnard, oder umgekehrt, Monnard ist der Mörder

\*] Die Wirtin, Vermieterin.

und der Ermordete ein Unbekannter. Das Letztere ist wohl ausgeschlossen, denn Monnard hätte doch seine eigenen Sachen nicht zu durchwühlen brauchen. Nein, das ist ja vollständig ausgeschlossen."

„Glauben Sie?"

„Ganz gewiß!" versicherte der Kommissär wiederholt. „Was hätte er denn für einen Grund haben können, einen Fremden in seiner Wohnung zu töten? Es steht ja fest, daß er mit einem Fremden gekommen ist. Um diesen zu töten, hätte er ihn doch nicht in seine Wohnung zu führen brauchen."

„Hm! Der Kopf!" sagte nun sinnend Braun, vor sich hinstarrend, als spräche er mit sich selbst. „Es muß doch ein sehr gewichtiger Grund vorliegen, den Kopf verschwinden zu lassen. Warum?"

„Mir selbst rätselhaft!"

„Herr Kommissär, könnten wir jetzt die Hausfrau sprechen, die den Leichnam zuerst vorfand?" fragte Braun.

„Gewiß! Sofort!" antwortete hierauf der Kommissär und verließ das Zimmer.

Während seiner Abwesenheit untersuchte Braun nochmals die Leiche und als er wie zufällig die Hose etwas emporzog, sah er, daß die Schnürschuhe, die der Ermordete trug, nicht vollständig zugeschnürt waren, das heißt, es war das Schuhband nicht durch jede einzelne Öse gezogen, sondern nur einige Male um den Schuh geschlungen und dann geknüpft. Sie waren jedenfalls in aller Eile zugebunden. Dieses fiel dem Detektiv auf und er machte sich darüber sofort Notizen.

Inzwischen trat auch bereits wieder der Kommissär mit einer dicken, untersehten Frau, die er als Frau Weber, die Hausfrau des Ermordeten vorstellte, ein.

Jetzt wandte sich Braun an den Kommissär und fragte:

„Herr Kommissär, sind Sie damit einverstanden, wenn ich an Ihrer Stelle diesen Fall übernehme?"

„Gewiß!" erwiderte dieser sofort. „Sogar sehr bereitwillig. Sie nehmen mir da eine sehr unangenehme Arbeit ab."

Auf diese Antwort hin begann Braun sein Verhör mit Frau Weber.

Zuerst fragte er sie, woraus sie schließe, daß dies ihr Mieter Monnard sei.

Sie entgegnete darauf, daß dies Monnards Kleidung sei. Nunmehr erkundigte sich Braun eingehend, ob denn auch die Größe mit der Monnards übereinstimme, ob auch die Figur, die Hände. Aber alles stimmte. Es stand nach der Vernehmung der Hausfrau ohne Zweifel fest, daß nur Monnard der Ermordete sein könne.

Hierauf durfte die Frau, nachdem sie von Braun für den nächsten Morgen in dessen Dienstbureau bestellt worden war, wieder abtreten.

Gleich nach ihr betrat ein Schutzmann das Zimmer und meldete, daß ein neuer Zeuge sich gefunden habe. Braun ließ diesen sofort hereinrufen. Es erschien darauf ein älteres, dürres Männchen, das auf Aufforderung sofort zu erzählen begann.

Er war am Tage des Mordes nachts gegen halb zwölf Uhr nach Hause gekommen. Er wohnte in dem gegenüberliegenden Gebäude im ersten Stock. Da er wegen heftiger Kopfschmerzen nicht schlafen konnte, hatte er das Zimmerfenster geöffnet und sah die Straße hinunter. Es mochte so kaum eine halbe Stunde verflossen sein, als Monnard und noch ein Fremder, den er nicht kannte, zusammen die Straße heraufkamen. Es blieben nun die beiden stehen und sprachen miteinander. Dann betrachteten sie das Haus, Monnard selbst schloß die Tür auf. Ihn hatte es natürlich gewundert, daß Monnard einen Fremden zu sich nahm,

um so mehr noch, da er die Haustür nicht wieder abschloß. Bald war dann im Zimmer Licht. Nunmehr legte sich der Zeuge gleichfalls zu Bett. Etwa gegen ein Uhr hörte er dann, wie die Tür im gegenüberliegenden Hause zugeschlagen wurde. Zufällig trat der Zeuge, der immer noch keinen Schlaf finden konnte, wieder an das Fenster und sah, wie ein in einen Mantel gehüllter Bursche rasch die Straße hinunterlief. Jetzt kümmerte sich der Zeuge nicht mehr weiter darum, sondern legte sich schlafen.

Dies alles hatte das Männchen in ruhigem Tone mit mancherlei Abschweifungen und nebenläufigen Bemerkungen ohne jede Bedeutung erzählt, ohne dabei unterbrochen zu werden. Erst als er geendet hatte, fragte ihn Braun:

„Wissen Sie vielleicht, ob das Licht in Monnard's Zimmer noch brannte, als Sie gegen ein Uhr den Fremden sahen?“

„Nein! Da war alles wieder finster!“ antwortete der Gefragte hierauf nach kurzem Besinnen.

„Gut!“ sagte hierauf Braun. „Nur noch eine Frage! Würden Sie den Burschen, der bei Monnard war, wiedererkennen?“

„Ganz bestimmt! Sofort!“

„Das ist gut!“

„Unter Tausenden könnte ich ihn herausfinden“, begann der Alte wiederum, „die Laterne beschien sein Gesicht so, daß ich ihn unmöglich mit einem zweiten verwechseln könnte.“

„Das ist entschieden das Allernotwendigste!“ fuhr Braun hierauf fort. „Jetzt ist es nur noch von Bedeutung, ob Sie den Burschen erkannten, der das Haus um ein Uhr verließ.“

„Sein Gesicht habe ich ja nicht gesehen“, war die Antwort. „Aber die Größe stimmte, auch hatte er denselben Hut, denselben Mantel. Es kann wohl kein anderer gewesen sein!“

Nach diesen Mitteilungen durfte der Alte, nachdem sich Braun seinen Namen — Lotter — notiert und ihn gleichfalls in sein Bureau vorgeladen hatte, sich wieder entfernen.

Darauf sah der Kommissär den Detektiv, der grübelnd vor sich hinstarrte, fragend an. Dieser aber sprach kein Wort. Der Kommissär brach dann das Schweigen und fragte:

„Was halten Sie davon?“

Braun sah ihn an und gab dann zur Antwort:

„Zweifellos ist der Bursche der Mörder. Wir bekommen ihn auch! Ganz bestimmt! Der Zeuge ist ja unbezahlbar. Ohne diesen müßten wir wohl die Hoffnung aufgeben. Aber ich kann mir keine Geschichte daraus zurecht machen. Ich begreife, daß er diesen Monnard getötet hat, daß er alles ausgeraubt hat. Aber rätselhaft ist mir, warum er den Kopf mitgenommen hat! Jedenfalls muß Monnard den Mörder gekannt haben, denn einen Fremden nimmt doch niemand mit auf sein Zimmer, besonders um Mitternacht.“

Hier unterbrach ihn der Kommissär:

„Daß aber der Bursche den Monnard ermordet hat, steht zweifellos fest. Dieser Lotter behauptet bestimmt, kurz nachdem die beiden das Haus betreten hatten, habe in Monnard's Zimmer Licht gebrannt; aber als dieser Bursche die Gasse hinunter verschwand, war es schon finster.“

„Jedenfalls zeugt es von großer Kaltblütigkeit, daß er bei seinem Verlassen des Zimmers noch das Licht auslöschte und die Tür verschloß. Es ist mir auch noch etwas rätselhaft, warum dieser Monnard, als sie in das Haus traten, die Tür nicht wieder abschloß.“

„Na, das läßt sich eher begreifen!“ fing der Kommissär wieder zu sprechen an. „Er kann es ja vergessen haben, oder der Fremde, der sehr wahrscheinlich ein guter Bekannter Monnard's war, ging nur mit ihm auf dessen Zimmer, um angeblich etwas zu holen!“

„Das mag allerdings sein!“ gab Braun hierauf zu.

Da nun nichts mehr zu tun war, verließen die beiden, nachdem inzwischen auch die Leichenträger angekommen waren, um den Leichnam in den Sektionsaal des Auer Friedhofes zu schaffen, woselbst dessen gerichtliche Sektion stattfinden sollte, das Zimmer und auch das Haus, vor welchem immer noch eine große Menschenmenge stand, die sich die verschiedenartigsten Vermutungen über den Mord und den Mörder zuflüsternte.

Der Kommissär und Braun begaben sich in ihr Bureau im Polizeigebäude. Auf dem Wege dorthin sprach Braun fast kein Wort. Er war anscheinend vollständig in diese Mordtat vertieft, gab auf nichts mehr acht und beantwortete auch keine der Fragen des Kommissärs.

Rediglich vor dem Polizeigebäude blieb er plötzlich stehen, sah den Kommissär an und sagte in ernstem Tone, ohne auch nur seine Miene zu ändern:

„Es ist und bleibt mir ein Rätsel! Wo ist der Kopf? Warum hat dieser Bursche den Kopf nicht zurückgelassen, sondern mitgenommen? Ich habe alle Möglichkeiten in betracht gezogen, aber ich finde nichts. Nein nichts! Man nimmt doch nicht ohne die zwingendsten Gründe den Kopf eines Gemordeten mit!“

Ohne eine Antwort des Kommissärs abzuwarten, schritt Braun nun voran, und begab sich sofort in sein Bureau, das er dann, um ungestört arbeiten zu können, abschloß.

## II.

### Der Brief.

Im Zimmer des Detektivs Braun, das diesem im Polizeigebäude als Bureau zugewiesen war, herrschte eine nahezu unheimliche Stille. Die gelben Vorhänge der hohen Fenster, von welchen man Aussicht in den Gefängnishof hatte, waren herabgelassen, so daß ein leichtes Halbdunkel im Raume herrschte. Auf der einen Wandseite war ein hohes und breites Regal mit einer großen Anzahl von gleichgroßen, quadratischen Fächern, die mit aufklappbaren Pappdeckeln geschlossen waren und verschiedene Aufschriften trugen, angebracht. Hier waren nämlich die Personalakten, die über die geriebenssten und gefährlichsten Verbrecher geführt wurden, nebst der Photographie in den verschiedensten Aufnahmen des jeweils Benannten aufbewahrt.

Die andere Wandseite zeigte die verschiedensten Diebstehwerkzeuge und Mordinstrumente. Hier konnte man Brechstangen, Sägen, Kreisbohrer, Dietriche und alle von Verbrechern bei ihren Raubzügen geführten Instrumente vorfinden. Dazu kamen noch die verschiedenartigsten Waffen, Revolver, von einer fast unscheinbaren Größe, so daß man sie leicht in der hohlen Hand verbergen konnte, bis zu den schwersten Kalibern, Gewehre der mannigfachsten Konstruktion, Messer, Stecheisen, Dolche, Kris, Beile, Totschläger, Schlagringe, kurz, ein förmliches Waffenarsenal.

Braun selbst saß vor seinem Arbeitstisch und sah nachdenklich vor sich hin. Vor ihm auf der Schreibtischplatte lagen große Stöße von Schriftstücken, weißem Papier und Aktenbündeln. Neben dem Tische am Boden stand auf der einen Seite ein großer Papierkorb, vollgepfropft von wertlosem, nicht verwendbarem, beschriebenen Papier. Auf der andern Seite stand ein kleiner Aktenständer, der gleichfalls Aktenbündel und eine Reihe von Formularen, die für die Berufstätigkeit Brauns notwendig waren, sowie weißes Papier enthielt. Dem Schreibtisch gegenüber stand ein weiteres kleineres rundes Tischchen, desgleichen mehrere Stühle, auf welchen die jeweils bei ihm Vorgeladenen Platz nahmen.

Kurz vorher saßen an diesem Tischchen die Hausfrau des Ermordeten Monnard, Frau Weber, und der Hauptzeuge Lotter. Auch die Hauseinwohner, die gegen ein Uhr gleichfalls das Zuschlagen der Haustür wahrgenommen hatten, waren von Braun verhört worden.

Dieses ausführliche Verhör ergab keine neue Tatsache, die das geheimnisvolle Dunkel, in welches die Mordtat gehüllt war, hätte lösen können. Lotter mußte eine ganz ausführliche Beschreibung des Burschen, den er gesehen hatte, geben. Er war etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt, von gleicher Größe und Gestalt wie Monnard, hatte stark gebräuntes Gesicht, dunkelbraune Haare und ebensolchen Schnurrbart. Der Mund war breit, die Lippen etwas aufgedunsen. Die Nase scharf und stark entwickelt.

Diese Personalbeschreibung las Braun immer und immer wieder durch, als könnte er auf diese Weise den Mörder näher bringen. Es war dies aber auch der einzige Anhaltspunkt, der eine Überführung, das heißt in erster Linie ein Auffinden des Täters, ermöglichte.

Als dieses, was von den Zeugen ausgesagt worden war, gegenwärtigte sich Braun nochmals. Von besonderem Interesse waren die Mitteilungen der Frau Weber über den Ermordeten selbst. So abenteuerlich verschiedenes auch klang, so konnte er doch nichts in Zusammenhang mit dem Morde bringen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Stimme der Natur.

Humoreske von G. Jahrow. (Neu-Muppin.)

„Erziehung“, sagte der alte Schullehrer Möbius zu dem Leutnant Berger, „Erziehung ist alles! Glauben Sie mir das nur, mein lieber Herr Friedrich! Als Sie noch in meine Schule gingen, da gab Ihr Herr Vater keinen Schuß Pulver für Ihren Charakter. Ich aber antwortete ihm — „Herr Justizrat, wir werden diese Natur besiegen! Und Sie wurden ein trefflicher Mensch und sind es noch heut.“

Der Leutnant Friedrich Berger schmunzelte. Er hatte bei dem alten Möbius stets nur Schreib- und Gesangsunterricht gehabt; aber warum sollte er dem braven längst Pensionierten nicht den Glauben lassen: er habe ihn erzogen?

„Sie mögen recht haben“, sagte er, „was Menschen betrifft. Bei Tieren aber wird der Instinkt doch meist den Sieg über die Erziehung davontragen.“

„Es kommt darauf an, welcher Instinkt!“ sagte der hochnäsige Assessor Wiebrecht.

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Leutnant höflich.

„Nun, die Instinkte, die Naturtriebe sind eben verschieden stark. Ein genäsiger Hund z. B. kann wohl dressiert werden, daß er das beste Futter unter Umständen stehen läßt. Und überhaupt — „mein“ Hund ist derartig erzogen, daß er jeder — aber absolut jeder Lockung widersteht, wenn ich es will.“

Die ganze Tafelrunde lächelte. Der Assessor war ein unausgeglichener Nennomist. Sein Hund, seine Wohnung, sein Geschmaç — das war alles so über alle Kritik erhaben — wie er selbst ganz und gar.

Der alte Möbius zuckte die Achseln:

„Ihr Hund wird wohl auch seine Achillesferse haben, Herr Assessor.“

„Wollen Sie wetten? Wenn ich meinem „Tresor“ sage, „paß auf“ — dann kann ich ruhig meine Wohnungstür offen stehen lassen und spazieren gehen, meinen kostbarsten Gegenstand auf den Tisch legen — und ich kann sicher sein, daß ihn mir niemand stehlen wird.“

„Ich halte die Wette“, sagte der Leutnant. „Was gilt?“

„Was Sie wollen! Sekt?“

„Meinetwegen Sekt. Sechs Flaschen. Gemeinsam auszutrinken an diesem Tisch.“

„Surra!“ schrien die übrigen Beisitzer. „Sekt ist ja ganz egal, wer verliert, der Sekt ist uns sicher.“

„Am Ende wirds sogar noch ein Verlobungssekt“, sagte Möbius zwinkernd.

„Aha!“ Alle Welt wußte, daß der Assessor sich um Käte Schirmer bewarb, die Tochter des reichsten Fabrikbesizers der Stadt.

„Wollen sehen“, sagte mit seiner unerträglichen Gerablassungsmanière der lange Assessor Wiebrecht. „Schließlich gibt man seine schöne Freiheit doch nicht gern auf — aber wenn die kleinen Mädchen gar zu unglücklich schmachten, tun sie einem zuletzt doch Leid . . . .“

„Und man opfert sich dann“, vollendete der Leutnant sarkastisch den Satz. „Übrigens, Herr Assessor, was ist denn Ihr „Kostbarstes“? Das, was Sie von Ihrem „Tresor“ bewachen lassen wollen?“

„Ein Bild“, sagte der liebenswürdige Jurist mit seinem süffantesten Lächeln. „Die Photographie einer Dame, die ich selbst neulich beim Tennisspiel aufnahm.“

Fritz Berger wechselte die Farbe. Er wußte, daß Käte Schirmer gemeint war — sollte sie wirklich diesen Herrn so siegreich gemacht haben?

„Wenn es einem von uns gelingt, das Bild aus Ihrer Stube zu nehmen, so dürfen wir es natürlich behalten?“ fragte er so ruhig wie möglich.

„Gott, ja, meinetwegen! Ich habe ja die Platte und kann mir neue Abzüge machen. Heutzutage sind ja Photographieen nichts Wichtiges mehr.“

„Ich bin anderer Ansicht“, sagte Berger gelassen. „Da Sie Ihres Hundes aber so sicher sind, so kann ja das Bild in keine unrechten Hände kommen. Also die Wette ist abgeschlossen! Ich muß jetzt nach Hause. Gute Nacht.“

Auch der Assessor ging bald darauf nach Hause, hochbefriedigt von sich und seinem Auftreten.

Von Stunde an regalierte er seinen Hund, einen klugen und scharfen Griffon, mit noch mehr Strenge als sonst. Das Tier folgte auf ein Wimperzucken. Es war ohnehin vorzüglich dressiert und von Natur äußerst wachsam; die Wette schien dem Assessor bereits gewonnen.

Seine Wohnung bestand aus zwei zu ebener Erde gelegenen Stuben im Häuschen des alten Möbius, das mit seinem Garten, seinen Bienenstöcken und seinen grünen Fensterläden ganz dem Paradies eines pensionierten Schullehrers glich.

Einige Häuser weiter stand die prunkvolle Villa des Fabrikbesizers Schirmer.

Käte kam oft in den Garten zu dem alten Möbius, der sie von Kindheit auf kannte und liebte.

Natürlich erfuhr sie brühwarm die Geschichte von der Wette und dem Hund, dessen Dressur die Stimme der Natur überragen und betäuben sollte.

Ei, wie ward die Kleine wütend!

Ihre Fäustchen ballten sich und sie stampfte mit dem kleinen Fuß auf, daß der Gartenkies stob.

Das unglaublich eingebildete Scheusal!“ rief sie. „Ich werde ihn lehren, mich heimlich zu photographieren! Das Bild werde „ich“ mir holen — ganz einfach!“

„Aber Käthen! Erstens geht doch eine junge Dame nicht in die Wohnung eines Junggesellen, und dann — die Geschichte mit dem Hund ist gar nicht so einfach; das Vieh heißt wahrhaftig!“

„Bah! Mir tut kein Hund was!“

„Wenn Sie in die Stube des Assessors kämen, würde der Hund Ihnen dennoch etwas tun. Gestern und heute — eigentlich alle Tage seit der Wette — sind einzelne Herren von der Tafel-

runde gekommen und haben das Bild „mausen“ wollen. Von drei bis vier Uhr steht regelmäßig die Tür auf, der Assessor geht inzwischen spazieren. Aber sie haben alle umkehren müssen — „Tresor“ läßt niemand herein.“

„Und Leutnant Berger?“

„Der kommt täglich. Er hat schon Lekturbissen, Reitpeitsche und alles mögliche versucht, „Tresor“ läßt ihn nicht herein. Sehen Sie — dort kommt er schon wieder!“

Der Leutnant kam in der Tat soeben an. Ein Paketchen, das er in der Hand hielt, duftete stark nach Knoblauch — das mußte „Breslauer Wurst“ sein, „Tresors“ Ideal.

Bevor Friß Berger das Haus betrat, kam er in den Garten, um Käthe zu begrüßen.

„Sie befinden sich wieder auf dem Kriegspfad?“ sagte diese zu ihm. „Ich fürchte, Sie werden unterliegen.“

„Wenn ich das Bild nicht stehlen kann, so werde ich es mit List dennoch erobern. Ich will nicht, daß Herr Wiebrecht dieses Bild besitzt!“

Erfreut errötete Käthe.

„Siegt Ihnen so viel daran?“ fragte sie lächelnd.

„Alles! Offen gestanden, Fräulein Käthe, begreife ich nicht, wie Sie dem Menschen gestatten konnten, Sie zu photographieren!“

„Ich hab's ja gar nicht gestattet, er muß es heimlich getan haben. Aber lassen Sie gut sein, Herr Berger — ich selbst werde mir das Bild wieder holen.“

„Bitte, gnädiges Fräulein, lassen Sie das lieber. Mit dem Hund ist nicht zu spaßen.“

„Seien Sie unbesorgt, ich habe meinen Plan. Was haben Sie denn da in Ihrem Paketchen?“

„Ach — bloß Wurst! Es gilt einen letzten Versuch.“

„Ich sehe zu!“ rief Käthe jubelnd. „Kommen Sie, Vater Möbius, vielleicht gelingt die Sache!“

Alle drei betraten den Flur des kleinen Hauses.

Des Assessors Stubentür stand weit offen. Quer innen davor lag der Griffon, mit bösen Augen die Eindringlinge betrachtend.

Als er die Wurst witterte, stand er auf und ließ den Leutnant einen Schritt in die Stube treten.

„Gah, „Tresor!“ rief dieser, indem er seine Dochspeise in eine Ecke schleuderte.

Mit einem Satz war der Hund hinterher — mit einem zweiten wieder vor dem Tische.

Und jetzt, die Wurst im Maul, aber zähnefletschend und furchtbar knurrend sprang er an Friß hoch und legte ihm beide Pfoten auf die Schultern.

Käthe schrie hell auf.

„Um Gotteswillen, kommen Sie zurück, Herr Berger! Bitte, bitte!“

Lachend aber ärgerlich retirierte der Leutnant rückwärts zur Tür. Käthe zog ihn voller Angst ganz auf den Flur hinaus. Sie war ganz blaß — Friedrich Berger sah es und freute sich unendlich.

„Gräßlich!“ sagte Käthe. „Versprechen Sie mir, diese Veruche nicht zu wiederholen, Herr Leutnant.“

„Das kann ich nicht. Ich will das Bild haben!“

„Sie sollen es haben. Aber nicht so. Bitte, gehen Sie jetzt nach Hause — es ist gleich vier Uhr — der greuliche Assessor braucht uns hier nicht zu sehen. Bis morgen Abend haben Sie, glaube ich, das Bild — das Sie mir natürlich dann zurückbringen müssen. Ich werde um 12 Uhr zu Hause sein! Auf Wiedersehen!“

Möbius lächelte hinter dem jungen Volk her, das nach zwei verschiedenen Seiten abging.

Am nächsten Nachmittag nach drei Uhr stand Käthe wieder mit dem guten Möbius im Hausflur. An ihrem Arm hing ein Korb mit einem Deckel.

„Nun passen Sie auf!“ sagte sie lachend. „Die Stimme der Natur oder die Dressur — welche wird siegen?“

„Tresor“, der diesmal dicht vor dem Tisch lag, ließ sie ruhig einen Schritt in die Stube treten. Dann erhob er sich dräuend mit funkelnden Augen.

Da hob Käthe den Deckel von ihrem Korbe und — ein großer, grauer Kater sprang heraus.

Das war zu viel für „Tresor!“

Bild und junge Dame und Dressur vergessend stürzte er hinter dem flüchtenden Kater her.

Stühle stürzten um, Gläser zerbrachen, Gardinen rissen ein — Käthe hatte längst das Bild vom Tische ergriffen und war damit hinausgerannt.

Lachend und triumphierend zog sie damit ab.

Der Kater hatte den Weg ins Freie gefunden, war aufs Dach gesprungen, und nun stand „Tresor“ heulend vor Mut unten an der Hausmauer, während oben das Katzenvieh fauchte.

Eine Stunde später bekam Leutnant Berger ein geschlossenes Kubert, in welchem das viel besprochene Bild lag. Ein Zettelchen war dabei.

„Bitte dem hochwohlmögenden Assessor einfach nur dies corpus delicti vorzulegen und Auskunft über das „wie“ des Sieges zu verweigern. Die Stimme der Natur bei „Tresor“ war mächtiger als die Dressur.“

Am diesem Abend erschien jedoch der Assessor nicht am Stammtisch. Möbius behauptete, er habe Gallenfieber — „Tresor“ sei jammervoll verprügelt worden und schnappe jetzt sogar nach seinem Herrn. Ganz leise, vor dem Gutenachtfragen, raunte er Friß Berger den Sachverhalt zu.

Am nächsten Mittag stand der Leutnant vor Käthe und wollte sich bedanken. Beide erröteten und stotterten ein bißchen. Endlich gab er das Bild zurück. Als sie es aber nahm, hielt er ihre Hand fest und sagte fest:

„Ich gebe es nur zurück, wenn ich dafür etwas Besseres eintauschen kann — — —“

Sa, so kam diese Verlobung zustande!

Dem Assessor wurde ganz elend, als er durch Möbius den Zusammenhang erfuhr. Das war ja eine echt weibliche Überlistung gewesen!

Den Sekt spendierte er aber doch, nur trank er nicht selber mit.

Es war doch unangenehm, daß dieser „Verlobungssekt“ nun seinem Rivalen zu Ehren getrunken wurde!

## Aus aller Welt.

C. K. „Reklame-Dandys“. Vom „Reklame-Esser“ wissen die Witzblätter sehr viel zu erzählen. Daß es aber auch hochseligante Stutzer gibt, die für ihre Toilette nichts bezahlen, da sie damit Reklame für ihren Schneider machen, das ist eins der „kleinen Geheimnisse“ der Londoner Gesellschaft, das ein mit dem Leben im Londoner Westend gut Vertrauter in einer englischen Wochenschrift ausplaudert. „Man würde erstaunt sein“, erzählt er, „wie viel des schönen Putzes, der in Piccadilly und Hyde Park zur Schau getragen wird, nie bezahlt wird; wenn man es wüßte, würde die Achtung vor den Trägern wohl eine kleine Herabminderung erfahren. Darin liegt durchaus nichts Ehrenrühriges; aber der Mann, der seinen Schneider mit mehr oder weniger Pünktlichkeit und Murren bezahlt, wird sich etwas enttäuscht fühlen, wenn er es erfährt, daß Leute, die höher gestellt und vermutlich besser daran sind als er, sich damit begnügen, für Schneider und Modistinnen die Rolle wandernder Nonnen zu spielen. Man verfolge sich indessen in die Rolle eines jungen Aristokraten, dessen Stammbaum viel größer ist als seine Börse. Natürlich will er in dem Kreise, in dem er geboren

ist, möglichst viel Staat machen, und da hängt er größtenteils von seinem Schneider ab. Wenn er sich nun sehen lassen kann, seine Kleider zu tragen versteht und einen großen Kreis von Freunden hat, die viel mehr Geld als er besitzen, kann man ihn nicht tadeln, wenn sein Schneider sich erbietet, unter gewissen Bedingungen „nichts über seine Rechnungen zu sagen“, und wenn er auf das Anerbieten eingeht. Seine Pflicht ist einfach und angenehm genug. Er wird freigebig mit vollendet sitzenden Anzügen aus ganz modernen Stoffen und nach der neuesten Mode versehen, er muß sie nur möglichst vorteilhaft zur Schau tragen und seine neidischen und bewundernden Freunde mit dem Namen seines Schneiders bekannt machen. Das ist ein hübscher einfacher Weg, seinen Schneider zu „bezahlen“. Meines Wissens gibt es in der Gesellschaft viele Männer, die auf diese Art ihre Kleidung bezahlen, und einer wenigstens ist ein Mann, der in sehr hohen Kreisen Einfluß ausüben kann und es auch tut. Dieser Herr ist von Adel, der Vertreter einer sehr alten Familie und wird als Modevorbild angesehen. Tatsächlich gehört er auch zu den bestgekleideten Männern in London. Er ist eine Art Brummel oder D'Orsay, und seinem Beispiel folgen viele junge Leute, die in dem Ruf stehen wollen, immer die ersten Modehelden zu sein. Wie wertvoll ein solcher Agent für die Leute ist, für deren Ware er so geschickt Reklame macht, ist leicht ersichtlich; und nicht nur daß er keine Schneiderrechnungen zu bezahlen hat, er bezieht auch ein gutes Einkommen von den Provisionen des von ihm eingeführten Kunden. Er tut das ganz offen, ohne falschen Stolz. Natürlich wollen sich jedoch nur wenige Männer in großer gesellschaftlicher Stellung dazu hergeben. Die aristokratischen Agenten sind meistens jüngere Söhne und Offiziere auf Halb sold, für die es sehr viel bedeutet, ihre Anzüge gratis zu bekommen und dazu noch im Laufe des Jahres einige willkommene Checks für Provisionen einzustecken. Genau so geht es in der weiblichen Hemisphäre der gesellschaftlichen Welt zu, ja, dieses System der Reklame wird von Damen noch mehr als von Herren ausgeübt. Man kann sogar in den Zeitungen Annoncen lesen, in denen Damen von einflußreicher gesellschaftlicher Stellung aufgefordert werden, die neuesten, elegantesten und kostbarsten Kleider gegen einen geringen Preis zu tragen, der eben so „gering“ ist, wie es sich mit der Selbstachtung der Dame vereinbaren läßt. So kommt es, daß man in den vornehmen Blättern Beschreibungen der entzückenden Kleider der Hon. Mrs. A. oder Lady B. liest, obgleich ihre Männer sich solche Extravaganzen nicht leisten können. Ich weiß von einer anerkannten Schönheit, der Frau eines „jüngeren Sohnes“, dessen Einkommen sich nicht auf 20 000 Mk. jährlich belaufen kann; trotzdem müssen ihre Rechnungen bei der Schneiderin und der Putzmacherin so groß sein, daß jeder Pfennig davon verschlungen werden mußte. Sie wird überall eingeladen, ihre Toiletten werden ständig in den Zeitungen beschrieben, und doch bin ich überzeugt, daß all dieser kostbare Putz, den zu bezahlen sogar eine Herzogin Bedenken tragen könnte, sie jährlich — 20 Mk. kostet, eine kleine finanzielle Gegenleistung, die ihre Unabhängigkeit zu wahren dient und doch die Firma mehr als befriedigt. Andere Damen haben nicht solche Gewissenszweifel und bedingen sich nicht nur freie Kleidung aus, sondern noch eine gute Provision auf alle von ihnen verschafften Bestellungen. Mir ist vertraulich erzählt worden, daß eine gewisse ultramoderne Dame der Gesellschaft, die bei allen großen Bällen und Empfängen, in Henley, Ascot usw. zu sehen ist, oft einen Chef über 10 000 Mark auf diese Art erhält. Sicherlich verdient sie ihn auch redlich, denn sie unterbreitet ihren Auftraggebern die Liste ihrer Einladungen, und diese „regen an“, bei welchen gesellschaftlichen Veranstaltungen sie sie gern sehen möchten.“

(Nachdruck verboten.)

### Rätsellecke.

#### Bilderrätsel.



#### Zweifelhafte Charade.

Das Erste ist ein Mineral,  
Das Zweite schaut hinab ins Tal.  
Das Ganze ist eine schöne Stadt,  
Die Österreich zur Heimat hat.

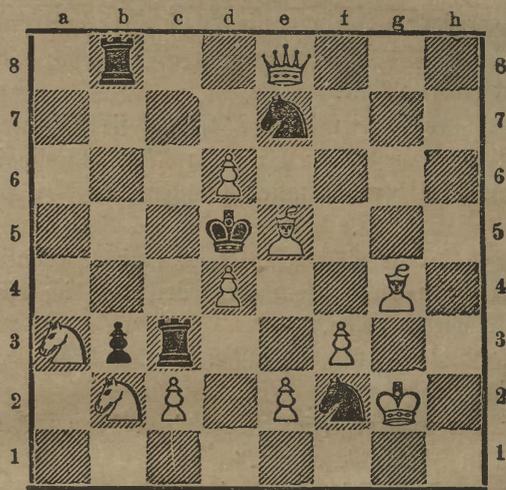
Georg Weiß, Bromberg

#### Silberrätsel.

Aus folgenden 25 Silben  
ber bro de der do do don e el eu gen gen  
gor i nan nie no o ra ritz sol te tes wa we  
sind 11 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. Gefährt; 2. Gestalt einer Wagneroper; 3. männlicher Vorname; 4. englischer Heerführer; 5. Fluß auf der pyrenäischen Halbinsel; 6. Handwerker; 7. Fluß in Deutschland; 8. Zeichen; 9. bekannter Jugendschriftsteller; 10. sagenhaftes Land; 11. Stadt in Frankreich. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben im Zusammenhang gelesen ein bekanntes Sprichwort.

#### Schachaufgabe.

Von R. Erlin in Wien.



Weiß.

(11+6)

Weiß zieht und setzt in 2 Zügen matt.

#### Auflösung des Bilderrätsels.

Amtswürde.

#### Auflösung der Gleichung.

Flieder (a Pflanze, b Panzer, c Nieder, d Eimer, e Tier.)

#### Auflösung der Pyramide.

D  
D A  
R A D  
R A D E  
B A R D E

#### Auflösung des Zifferblatträtsels.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII  
K A M A I D A N K E R I

Kama, Maid, Aida, Jda, Dan, Dant, Anter, er, Erlin,

#### Auflösung der Stataufgabe.

Kartenverteilung:

B. a7, bK, D, 9; c10, K, D, 9, 8, 7.  
M. a, b, c, dB, aA, 10; bA, 10; cA; dA.  
S. aK, D, 9, 8; d10, K, D, 9, 8, 7.  
Stat: b8, 7.

Spiel:

1. B. c10, cA, aK (-25) 2. S. d10, a7, dA (-21)  
3. B. bD, b10, aD (-16). Damit haben die Gegner 62.

Richtige Lösungen gingen ein von: Elisabeth Stieff, Elise Witke, Meta u. Alfred Damm, L. John, Bromberg. Alma Mertens, Crone a. B. H. Franke, Grünau. Otto Müller, H. Hoffmann, A. G., Anna Böttcher, Bromberg.